

Ludwig J. Pongratz (Hg.)

Philosophie in Selbstdarstellungen I

Mit Beiträgen von E. Bloch • J. M. Bochenski
A. Dempf • H. Glockner • H.-E. Hengstenberg
P. Jordan • W. Marx • J. Pieper • H. Plessner



Philosophie in Selbstdarstellungen I

PHILOSOPHIE IN SELBSTDARSTELLUNGEN

Herausgegeben von
Ludwig J. Pongratz

Band I
mit Beiträgen von

Ernst Bloch, Joseph M. Bochenski, Alois Dempf,
Hermann Glockner, Hans-Eduard Hengstenberg,
Pascual Jordan, Werner Marx, Josef Pieper,
Helmuth Plessner

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHIE IN SELBSTDARSTELLUNGEN

BAND I: Mit Beiträgen von E. Bloch, J. M. Bochenski, A. Dempf, H. Glockner, H.-E. Hengstenberg, P. Jordan, W. Marx, J. Pieper, H. Plessner. BoD-Nachdruck der Ausgabe von 1975. X, 316 S. mit 9 Bildtafeln. ISBN: 9783-7873-0341-0

BAND II: Mit Beiträgen von G. Günther, D. v. Hildebrand, L. Landgrebe, B. Liebrucks, F. Mayer-Hillebrand, W. Schulz, W. Weischedel, C. F. v. Weizäcker. BoD-Nachdruck der Ausgabe von 1975. VI, 399 S. mit 8 Bildtafeln. ISBN: 978-3-7873-0342-7

BAND III: Mit Beiträgen von J. Ebbinghaus, H.-G. Gadamer, H. Heimsoeth, E. Heintel, F. Kaulbach, H. Kuhn. BoD-Nachdruck der Ausgabe von 1977. IV, 292 S. mit 6 Bildtafeln. ISBN: 978-3-7873-0397-7

Weitere Informationen zu unserem BoD-Programm unter:
www.meiner.de/bod.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.
ISBN 9783-7873-0341-0
ISBN eBook: 978-3-7873-2775-1

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1975. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.
www.meiner.de

INHALT

Vorwort	VII
Ernst Bloch	1
Joseph M. Bochenski	11
Alois Dempf	37
Hermann Glockner	80
Hans-Eduard Hengstenberg	120
Pascual Jordan	194
Werner Marx	219
Josef Pieper	241
Helmuth Plessner	269
Namenregister	309
Schlagwortverzeichnis	315

VORWORT

»Etwa 1920 entwickelte Dr. Raymund Schmidt, der damalige philosophische Berater des Verlages, den Gedanken eines Überblickes über die Philosophie der Gegenwart in authentischer Form, d. h. eines Lexikons der Philosophen. In Gesprächen insbesondere mit Paul Barth, Hans Driesch, der kurz vorher nach Leipzig berufen worden war, und Hans Vaihinger vertiefte sich der Gedanke weiter. Das Angestrebte sollte eine Psychogenese der eigenen Leistung (Driesch) sein und die Verbindungsglieder zwischen den einzelnen Büchern und sonstigen Betätigungen klarlegen.« Mit diesen Worten schildert *Felix Meiner* das Entstehen der Sammlung »Die Wissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen«, die 1922 mit der Reihe »Die Philosophie in Selbstdarstellungen«, herausgegeben von Raymund Schmidt, begann. Nach ersten Erfolgen wurden weitere Wissensgebiete bearbeitet: Medizin, Rechtswissenschaft, Kunstwissenschaft, Volkswirtschaftslehre, Geschichtswissenschaft, Religionswissenschaft, Pädagogik und Buchhandel. 1929 war die Sammlung auf insgesamt 32 Bände angewachsen, mußte aber dann aus wirtschaftlichen Gründen eingestellt werden. Heute kommt ihr ein großer wissenschaftsgeschichtlicher Wert zu. Sigmund Freud, Georg Kerschensteiner, Graf Hermann Keyserling, Albert Schweitzer sind hier neben anderen berühmten Namen zu finden.

Erst 1972 wurde der alte Gedanke vom Verlag Hans Huber, Bern, mit »Psychologie in Selbstdarstellungen« als erstem Band wieder aufgenommen. Ein Jahr später folgte »Psychotherapie in Selbstdarstellungen«, 1975 geht als dritter Band »Psychiatrie in Selbstdarstellungen« in Druck. Da der Huber Verlag jedoch seinen Schwerpunkt in Psychologie und Medizin hat, lag es nahe, sich wegen der Wiederaufnahme der geisteswissenschaftlichen Reihen an den ursprünglichen Verlag der »Selbstdarstellungen« zu wenden, der sich für die Wiederbelebung der alten Tradition aufgeschlossen zeigte. Drei eng zusammenhän-

gende Wissenschaften: Philosophie, Pädagogik und Soziologie sollen zunächst behandelt werden. Den Anfang macht wiederum die »Philosophie in Selbstdarstellungen«. Sie wird in mehreren Bänden erscheinen.

Die neue Reihe soll durch einige Gedanken über den Wert und die Besonderheit wissenschaftlicher Selbstdarstellungen eingeleitet werden:

»Erlebtes und Erkanntes« — so hat Wilhelm Wundt seine Autobiographie (1920) überschrieben. Wie er im Vorwort ausführt, verstand er sein Leben als ein Ganzes, das sich in das Erlebte und Erkannte ausgliedert. Das Erlebte, schreibt er, sei »das nächste, was ihm die Götter beschieden, das Erkannte das Bessere, was sie ihm gegönnt haben«. In der *Verbindung von Erlebtem und Erkanntem* kann eine Selbstdarstellung die »Psychogenese« der Gedanken eines Gelehrten aufzeigen, die in einer lebendigen Schilderung nachzuerleben für den Leser von besonderem Reiz sein dürfte. Eine solche Form der Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse wird vor allem der an wissenschaftlichen Fragen interessierte Laie begrüßen. Aber auch für den Fachmann wird mancher Gedanke, manche These, manches Werk eines Autors erst dann durchsichtig, wenn er weiß, wer da gedacht und geschrieben hat und wie er dazu gekommen ist.

Gerade durch die Verbindung von Erlebtem und Erkanntem eignen sich Selbstdarstellungen auch als *Einführung in ein Wissensgebiet*, die sich durch ihre Originalität von anderen aus zweiter und dritter Hand stammenden Einführungen, Leitfäden und Lehrbüchern unterscheidet. Ihr besonderer Vorteil dürfte darin liegen, daß die Beiträge dieser Sammlung nicht nach Richtungen, Schulen oder sonstigen systematischen Gesichtspunkten, sondern nach äußeren Gegebenheiten zusammengestellt sind. Dadurch findet sich der Studierende mit verschiedenen Lehrmeinungen, Interpretationen, Positionen konfrontiert und zum Vergleich, zur Auseinandersetzung und zu kritischer Urteilsbildung angeregt. Auch wird ihm durch diese Form der Einführung nicht das Bild einer einen und heilen Wissenschaft vorgetäuscht. Er kann vielmehr das Suchen und

Finden, das Verwerfen und Neuansetzen eindrucksvoll erfahren und erkennen, daß Wissenschaft kein Zustand, sondern ein immerwährender Prozeß — auf die Philosophie bezogen, eine »philosophia perennis« — ist.

Selbstdarstellungen liefern ferner wertvolle Bausteine zur *Wissenschaftsgeschichte*; denn die Autoren berichten auch über Persönlichkeiten, denen sie begegnet sind und von denen sie entscheidende Impulse erhalten haben. So kann der einzelne Autor zu einem Multiplikator wissenschaftsgeschichtlicher Daten werden.

Wissenschaftliche Selbstdarstellungen leisten schließlich auch Beiträge zur *Zeitgeschichte*. Wundt sieht (in der erwähnten Autobiographie) im politischen Motiv, in der »Teilnahme an den Interessen von Staat und Gesellschaft«, das wirksamste Motiv in seinem Leben. Er erkennt den übergreifenden Zusammenhang zwischen dem Gelehrten und seiner Zeit, zwischen Wissenschaftsgeschichte und Zeitgeschichte. Jeder Forscher und Denker ist Glied der herrschenden soziokulturellen Struktur, ist in die aktuellen politischen Ereignisse verwoben. Auch diese finden daher hier ihren Niederschlag. Von der Warte der Wissenschaft aus erhält das Zeitgeschehen einen besonderen Aspekt. So können Selbstdarstellungen für die Geschichtsforschung einen eigenen dokumentarischen Beitrag liefern.

Der vorliegende Band handelt nun speziell von der *Philosophie*. Philosophie, Wissenschaft der Wissenschaften — ist sie es heute noch? Wir leben in keiner Epoche der Philosophie, wie z. B. die Denker des deutschen Idealismus. Physik, Biologie, Psychologie, Soziologie prägen das Bild der Wissenschaft der Gegenwart. Wissenschaftstheorie tritt weithin an die Stelle philosophischer Grundlegung. Dafür gibt es Gründe. Die Einzelwissenschaften sind überwiegend am neopositivistischen Wissenschaftsideal orientiert. Wo nicht gemessen und gerechnet, wo nicht kontrolliert wird, wo keine Vorhersagen gemacht werden können, da ist keine Wissenschaft. Dieses Wissenschaftsideal macht sich die Philosophie als Philosophie nicht zu eigen. Deshalb erscheint sie manchen Wissenschaften als Außenseiterin.

Die Entfremdung zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften verschärft sich noch dadurch, daß der einzelne Philosoph die wachsenden Massen fachwissenschaftlicher Ergebnisse nicht mehr zu beherrschen vermag. Müßte er aber das Fachwissen nicht als Basis seines Denkens zur Verfügung haben, um mit den Wissenschaften die Grundlagendiskussion aufnehmen zu können? Jedoch: Muß ein Philosoph in den Einzelwissenschaften zu Hause sein, um philosophieren zu können? Genügt es nicht, daß er »die Stellung des Menschen im Kosmos« reflektiert, indem er sie von Grund auf bedenkt? In dieser Bedrängnis der Philosophie scheint es an der Zeit zu sein, daß die Philosophie sich selbst darstellt, daß namhafte Philosophen das Wort ergreifen und Antwort auf die Frage suchen: Was hat die Philosophie dem Forscher, dem Menschen von heute zu sagen? —

An diesem Band haben viele mitgewirkt, denen ich an dieser Stelle danken möchte. Ich denke zuerst an die Autoren, die meiner Einladung zur Mitarbeit gefolgt sind. Mancher hat mir versichert, er habe sich der Mühe dieser Selbstkonfrontation gerne unterzogen, da er auf diese Weise mit sanfter Gewalt zu einer Revue seines Lebens und Werkes gebracht worden sei, die sonst wohl unterblieben wäre.

Besonders zu danken habe ich dem Verleger Richard Meiner, mit dem mich eine gute Zusammenarbeit verbindet. Er hat trotz mancher Bedenken den Neubeginn der »Selbstdarstellungen« gewagt und am Zustandekommen dieses Bandes durch Rat und Tat mitgewirkt.

Frau Dorit Horn hat viel Zeit und Mühe für die Organisation und die umfangreiche Korrespondenz aufgewandt. Frau Annemarie Sauer hat manches schwierige Manuskript neu geschrieben und die Fertigstellung zum Druck übernommen.

Würzburg, Januar 1975

L. J. Pongratz

Curriculum vitae

Am besten krümmt man sich nicht beizeiten. Auch auf die Gefahr hin, kein Häkchen zu werden. Die Hauptsache ist, man bleibt gesund und darin nicht bloß munter.

Wie manches steht um unser Leben nur herum. Das Gute, das man hatte, hebt sich dann ganz eigen heraus. Man ist ihm dankbar, so wie man von einer Speise, die etwas hergibt, ebenfalls sagt, sie sei dankbar. Ich hatte auf der Schule alle Kameraden, aber keine Lehrer als Freunde. Bei vielen ist das oder Verwandtes ähnlich; zweite Hauptsache: Druck nicht ertragen zu lernen. In der Arbeiterstadt Ludwigshafen begann man früh politische Schriften zu lesen. Dann nach dem 16. Jahr erste Kenntnis von *Kants* kleineren Schriften und *Hegels* ästhetischen Vorlesungen. Mit 17 Jahren Aufsatz: »Über die Kraft und ihr Wesen«, worin dies Wesen (»Ding an sich«) in Natur und Geschichte als »objektive Phantasie« zu bestimmen versucht wurde. Danach (Abklang der Pubertät) psychologistische, antimetaphysische Phase (Beziehung zu *Berkley*, Briefwechsel mit *Mach*). Studium 1905/06 bei *Theodor Lipps* in München, doch auch erste Berührung mit *Scheler*, »dadurch« *Husserl*. 1907, mit 22 Jahren, kam der Durchbruch: Manuskript »Über die Kategorie Noch-Nicht«. Das bezog sich vorerst, psychologisch, auf das subjektiv Noch-Nicht-Bewußte, aber das Korrelat des objektiv Noch-Nicht-Gewordenen stand, konkret utopisch, bereits dahinter. Die Würzburger Dissertation bei *Külpe*, 1908, über *Rickert*, nahm einiges davon erkenntnistheoretisch auf. Deren Schluß bezog sich deutlich auf die »schweren Vorgänge des Heraufkommens«.

1908—11 Berlin, Freundschaft mit *Simmel*, Erziehung zum (keineswegs impressionistisch bleibenden) Blick auf kleine Realitäten. Außer dem immer mehr wachsenden und verpflichtenden Blick auf den offenen Zusammenhang. 1911 in Heidelberg Beginn der Freundschaft und zehn Jahre währen-

den geistigen Symbiose mit *Lukács*. Das im Zeichen *Hegels*, eines totalen Systemwillens, freilich eines stets dialektisch-paradox unterbrochenen, und – bei mir vor allem – futurisch, ja »eschatologisch« offenen. Selber marxistisch, verwandt den Gedanken in *Lukács'* Buch von 1923 »Geschichte und Klassenbewußtsein«: erst die spätere Orthodoxie bei *Lukács* machte dieser Freundschaft vorübergehend ein rein sachliches Ende.

1915, in Garmisch vorbereitet, mit viel *Beethoven* außer *Hegel* im Kopf, nicht ohne Berührung mit dem Expressionismus des Blauen Reiters, erfolgte in junger Ehe die Niederschrift des »Geist der Utopie«, beendet 1917 in Grünwald im Isartal. Ebenso in Garmisch vorbereitet (dem noch gänzlich lärmfrei gewesenen) die einleitenden »Spuren«, erst 1930 erschienen. Im München der immer finsteren Reaktion 1921 »Thomas Münzer« geschrieben. Dann, nach langer schöpferischer Pause, im Berlin der sogenannten goldenen zwanziger Jahre »Erbschaft dieser Zeit« zusammengestellt (dies könnte selber den ironischen Untertitel »The Golden Twenties« tragen). Dann aber, in der Prager Emigration, Vorbereitung des Buchs »Geschichte und Gehalt des Begriffs Materie«, vermehrt erschienen 1972 unter dem Titel »Das Materialismusproblem, seine Geschichte und Substanz«: der Bogen Utopie–Materie wird hier gespannt. Und nun die amerikanische Emigration, mit treuer Hilfe meiner Frau überstanden und in fruchtbar unbeachteter Ruhe mit der Abfassung der Bücher »Das Prinzip Hoffnung«, »Naturrecht und menschliche Würde«, »Subjekt–Objekt, Erläuterungen zu Hegel« ausgefüllt.

1949–1956 philosophisches Ordinariat in Leipzig, bei wachsender Unzufriedenheit der Funktionäre. 1961 Übersiedlung in die BRD, an die Universität Tübingen, in die unterscheidende Tradition *Hölderlin–Schelling–Hegel*, zu alten und neuen Freunden, Beginn einer Gesamtausgabe im Suhrkamp Verlag. In Tübingen »Tübinger Einleitung in die Philosophie« geschrieben, »Atheismus im Christentum«, »Zur Ontologie des Noch-Nicht-Seins«. In diesem Jahr, 1974, beendete ich das Buch »Experimentum mundi, kategoriale Grundzüge«.

Das Arbeitsproblem heißt *docta spes*, das ist negativ wie

positiv durchleuchtete Hoffnung. Mit dem nicht nur jungen *Marx* möchte dergleichen verpflichtend in allem curriculum philosophiae experimentalis stehen.

Die Welt als Frage, das heißt selber als Experiment

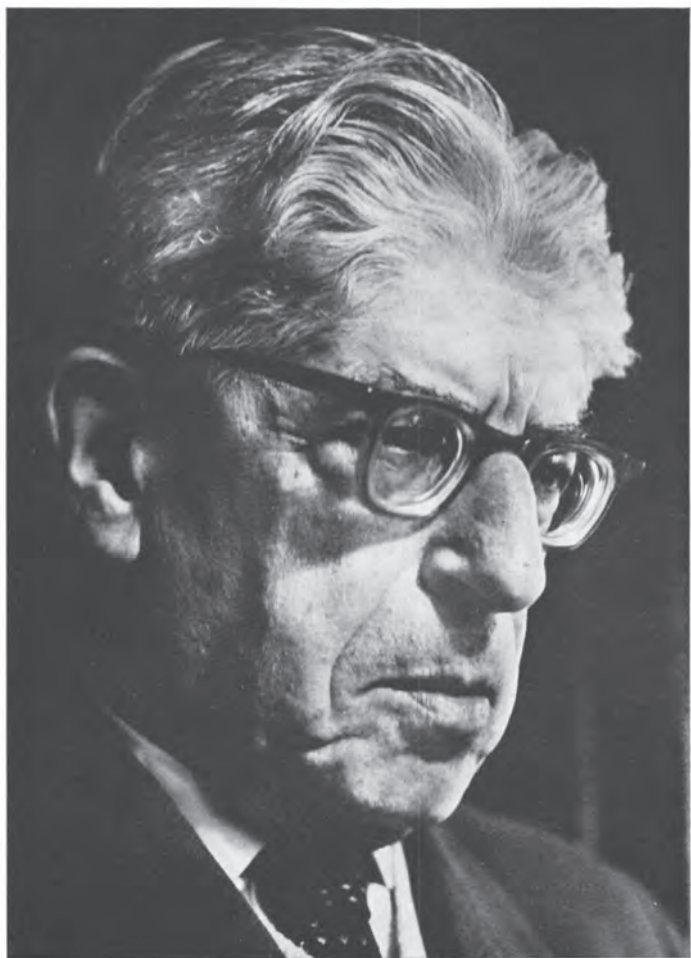
Wir fangen wieder mit dem Bin an, das sich so dunkel ist. Das darin gärt, das sich unsichtig ist vor lauter Nähe und aus ihr als dem pur Unmittelbaren heraus will. Das so lauter Frage ist und überall zunächst nach sich, nach seinem sich fassenden Daß, das an sich völlig ungefaßt ist. Die Frage kommt aus unserem Verwundern, unserem Staunen, aus dem *Urstaunen*, daß überhaupt etwas ist, und daß eben dieses Daß sich doch über sich selber drehen kann, um eben durch Abstand von sich versuchend zu erscheinen. In der Drehung aber bleibt das Staunen darin, nicht nur anfangend, sondern es geht als ungelöstes, ungelöstes Fragen überall mit. Betrifft den Nullpunkt in allem, das Nicht, das es nicht bei sich aushält, den Hunger, das Dunkel des gerade gelebten Augenblicks im Jetzt und Hier alles Erscheinenden. Gewiß, das sind viele und zugleich vage Worte, um das mit dem Nullpunkt Gemeinte zu bedeuten, welches aber selber vage, weithin unvermittelt ist.

Denn das Rätsel steckt ja nicht oben, sondern vielmehr gerade in der Nähe und die *Frage*, die es darstellt, hat noch nirgends eine adäquat-präzisierende Antwort erhalten, so daß das Vage dem noch allzu Unmittelbaren gegenüber der präziseste, exaktest einschlagende, der auch sachlich genaueste Ergriff ist, um zu fassen. Und doch wäre die Nähe der Ort, wo Deutlichkeit am wichtigsten vorkäme, wenn er aus dem Dunkel herausgetreten wäre. Das noch so sehr Geheime des Nullpunkts als Alpha hat hierbei nicht das Mindeste mit dem üblichen Topos eines geheimen Mysterischen gemein; ganz im Gegenteil, es ist ja gerade die Nähe, das Allernächste des Unmittelbaren, welches das Rätsel hier ausmacht, genau als eines der genetischen Immanenz und keineswegs der hypostasierten Transzendenz. Woraus sich ergibt, daß gerade das Eingeden-

ken des in der nächsten Nähe Verhüllten nicht, noch nicht in ausgemacht klaren Begriffen vor sich gehen kann und ebenso wenig in bereits deutlichen. Klarheit hieße nämlich empirisch bestimmbare Verschiedenheit von anderem, so jedoch, daß etwas nicht in sich selber durchsichtig wird. Deutlichkeit hinwiederum wäre erreicht, wenn sich etwas nicht nur von anderem abhebt, sondern in sich selbst entwickelt unmittelbar einleuchtet. Der Hunger des Daß treibt wohl nach klarer und deutlicher Aufdeckung seiner, das Klare, wie erst recht Distincte, finden aber in diesem Innersten der Immanenz noch keine Deckung und Erfüllung. Darin ist die Prozeßspannung angelegt von der quodditas zu quidditas, die im Weltprozeß drängt und ihn innerviert, bis hin zur ultimativen Realisierung des nicht mehr an sich bleibenden Daß. Item, in methodisch reflektierter Reihe, vielmehr Schichtung, das heißt wissenschaftlicher Fassung, öffnet sich derart der Welterkennungsprozeß der Identifizierung in der Aktschichtung eines Präzifizierenden, Dimensionierenden, Objektivierenden, Manifestierenden, zuletzt dem Realisieren des Realisierenden selber in der Welt. In welcher Reihe überall die Grundfrage anklingt nach dem Was des Daß, zu dessen Lichtung die schwierige Welt als Experiment unterwegs ist. Die Lösung selber ist dabei noch voller Entfremdung; und doch gibt es nur den einen Weg, daß nämlich der Maler in dem von ihm gemalten Bild noch nicht darin ist. Nicht nur wir fragen hier, sondern das Gefragte kann sich selber darin vernehmen. Wieso verhält sich etwas so?, warum nicht anders?, was ist in seinem Erscheinen selber ungeklärt?, was ist ihm selber ungeklärt, noch nicht klar darüber, wo ihm der Kopf steht?, woher es kommt, wohin es sich bewegt? Dieses Fragen geht weiter über unser staunendes Verwundern an etwas hinaus, macht sich so als *wissenschaftliche Fragebildung* bemerkbar, mit versuchenden fortschreitenden Wegen zu einer Lösung. Das Fragen verbindet sich hier mit der *Annahme*, die noch keine entschiedene Antwort aussagt, aber die Frage gezielt macht. Darin werden die Möglichkeiten des *Erweises* entwickelt, indem das Wie eingreifender, experimenteller Bestätigungen ermittelt und Modelle gebildet werden.

Experiment und *Modell* darf man dabei keineswegs positivistisch eng verstehen; der sogenannte positivistische Beweis durch Tatsachen ist überall nicht imstande, über Modellbildungen und ihre Annahmen zu entscheiden. Denn nicht nur für das Leben und seine immer sich umwälzende Geschichte, sondern auch für die Natur kann in Hinblick auf Tatsachenbeweis der Satz gelten: Desto schlimmer für die Tatsachen. Darum, weil in Geschichte wie Natur die Fakten als verdinglichte Prozeßmomente nicht aus dem Prozeß herausfallen, indem die Erscheinungen zu ihrem historisch und naturhaft noch in einem Spannungsverhältnis stehen. Dieses Spannungsverhältnis folgt aus der Unfertigkeit des Wesens; jede noch so gewordene Erscheinung seiner ist demnach nicht auch eine gelungene, und das desto weniger, wenn sie sich statisch gibt. Item: Widerspruch und Spannung zwischen erforschtem Sosein der Erscheinungen und der Unherausgebrachtheit des immer noch verborgenen Wesens bleiben; die Natur trägt sie nur auf eigene Art in sich. Also ganz anders als positivistisch verstanden gehören Experiment — wie Modellbeschaffenheit in das noch so sehr laborierende Laboratorium *possibilis salutis* — in den schwierigen Weg der Substanz. Das alles ist eben nicht als Methodenprüfung, Instrumentenkontrolle einer bloßen, ja nur formalen Erkenntnisteknik mißzuverstehen, sondern es stellt eine Beschreibung und Ergründung des objektiv-realen Identifizierungsgangs als Weltprozesses selber dar. A limine angegeben in den Abkürzungen intimer logischer Linien, die zu kategorialer Konzentriertheit sich zusammenfassen. Erkennen soll nicht bloßes idealistisch-methodisches Zurechtlegen sein, sondern informierende Mitwissenheit mit dem Gang der objektiven Realität, ist dann eben weder passives *Abbilden* allein, noch aktives *Erzeugen* allein, sondern vereinigt beide kognitiven Akte zum objektiv-realen *Fortbilden* in Einklang und Vermittlung mit der jeweils faßbaren *Tendenz* und *Latenz* der Weltgestalten. So steht fortbildendes Erkennen über das methodisch-experimentelle hinaus im *Weltexperiment* selber, das gerade den bewußt erkennenden, an der Front des Weltprozesses stehenden Menschen als Informierenden und Fortbilden-

den braucht. *Kategorialbildungen* sind also bei aller historisch-gesellschaftlichen Bedingtheit nicht auf sie ausschließlich reduzierbar, sondern sie sind noch ungelungene, offen fortlaufende Versuche, die Daseinsweisen und Daseinsformen objektiv-real herauszubringen, heraufzubringen. Solcher Art schichten sie sich eben als logische Prädizierungen, Dimensionierungen in Zeit und Raum, transmittierende Objektivierungen, Manifestierungen in Gestalten und Auszugsgestalten, zuletzt schließlich mit Realisierungsversuch des Daß im Was, als Realisierung des Realisierenden selber. Geschehend im Zug und dialektischen *Auszug* aller unerledigten Gestaltkategorien aus ihrem Erreichten, so weiter Bestimmenden und Bestimmten zu wachsender Identifizierung der tendenzhaft-latenzhaft anhängigen Sache. Es ist derart von einem *materiellen Logikon* zu sprechen, das ganz besonders sichtbar wird in dem Zusammenhang der logischen Grundsätze mit den Realkategorien des Prozesses. Der Satz vom Widerspruch formuliert das Nichtzugleichseinkönnende von Widersprechendem und fordert damit die Bewegung der Dialektik. Der Satz vom Grund formuliert die Transmission durch Kausalität und Finalität, wobei der Grund sich hauptsächlich zeigt in dem Bedingenden von Tendenzen und Latenzen. Letztere eben befreien den Grund aus seiner Verstricktheit mit Notwendigkeit und Determiniertheit, stellen ihn in einen Zusammenhang, in dem nicht der Modus des vorhandenen Wirklichen und Gegebenen den Primat hat, sondern der Modus des alles gewordenen Wirklichen ungleich größer umgebenden Möglichen. Dieses *Mögliche* ist dem Wirklichen keineswegs fremd als das ganz Andere, vielmehr ist es mit dem Wirklichen vermittelte objektiv-reale Möglichkeit. Als der spezifische Seinsgrad der *Substanz*, id est der sich unabgeschlossen herausbringenden Materie des Prozesses. Darum schließlich formuliert der Satz der Identität die Identifizierungsversuche in den Kategorialgestalten als Auszugsgestalten, nota bene mit dem Horizont möglicher letzthinniger Identifizierung, die real-utopische Herausbringung der Daß-Was-Relation wäre, hin zum letzten kategorialen Was des intensiven Daß. Wichtig aber ist bei all dem, daß das noch unnachlässliche Fragen und



Zuzi Bernd

darin das Welträtsel überhaupt, nicht durch fixe Antworten aus dem bereits Gegebenen entspannt, auf diese Antwort hinkonstruiert und dadurch vergessen gemacht werden darf; es droht sonst eine fraglose Verkarstung auch des Antwortens als Resultat des Zurechtkonstruierten, also Abgedankten, empirisch Vergessenen *Problems des Problems* selber, als des in Gang setzenden *nervus cognitionis* wie rerum zugleich. Daher ist das wichtigste Kennzeichen des echt durchgehaltenen Rätselgewissens im Staunen, Sichverwundern und seiner Urfrage schlechthin, sich gerade am *Unscheinbaren* entzünden zu können und in Schwebe zu halten. An diesem noch nicht einrangierte(n), eingemeindeten nur scheinbar völlig vereinzelter, gar abwegiger Art, allein schon aufgehend an der Frage des Mädchens in *Hamsuns* Pan: Denken Sie nur, es regnet. Nicht aber als wäre der kognitive Einschlag an und im Kleinsten eines Nebenbei auf dieses beschränkt, im Gegenteil. Überall dort, wo im Staunen der Lichtblick einer Ankunft und eben nicht einer bekannten, gar abgemachten geschieht, kann umgekehrt gerade das *Fortissimo*, wie es zum Einschlag schließlich gehört, der letzten Tiefe des Fragens, der letzten Tiefe des Staunens, der Frage des Fragens also unabgelenkt entsprechen. Kann das im Aufblitzen Erhabene senkrecht in den Augenblick als hochgelösten einschlagen, wie das Trompetensignal der Rettung im *Fidelio*, das ein ungeheures nunc der Lösung ist, genau in der Jähe seines *Novum*. Mythisch gedacht ist das auch in der Apokalypse, wo die Ankunft des letzten Augenblicks mit der Dimension des Ungeheuren an sich, das All selber unendlich überbietend, vorscheint, ganz ohne alles übersehen Unscheinbare, konträr zu allem noch so geladen Kleinen. Und doch tritt auch hier, in diesem gewaltigsten Spektakulum, in dem Aufbrechenden selber konzentriert Kleines als Omega wieder hervor; zusammengelegt tritt hervor das neue Jerusalem als hinein-springendes Antidotum zur Kosmosunendlichkeit insgesamt als wirklich zentriertes Universum, als goldraumhaftes Alles, nicht inflationäres All. All diese nicht zu vorhandenen Lösungsformen hin zurechtkonstruierten, eschatologischen Lösungs-Deutungen noch mythischer, also auf die Füße zu stel-

lender Art pointieren, finalisieren nur die Frage der Welt nach sich selber, letzthin eben die *Weltfrage nach sich selber* und setzen sie als durchgehende noch anhaltende voraus. Daher stehen die noch nicht zu Ende gelungenen Antwortversuche, also die offenen Kategorien bisher immer noch in der Spannung zwischen konstruiertem und unkonstruierbarem Fragen, das heißt, sie sind noch keine des Anlangens in der Substanz. Der erkennende Mensch darin hat dabei gerade mit der Selbsterkenntnis als der Realfrage der Welt nach sich selber genau die Funktion, daß er, eben an der Front des Weltprozesses stehend, dessen Realfrage immer qualitativer verstärkt, die in toto noch ausstehende Antwort mit wachsender Präsenz ihrer präzisierend, präzisierend genau in ihrem Novum identifizierend. Die Verstärkung der Weltfrage und ihres Inhalts durch den Menschen eröffnet erst den Übergang der Welt Dinge aus einer noch stockenden, verkrustenden Dinghaftigkeit zum Gärenden wie Fragenden wie Überwölbenden eben der Substanz, das ist *Prozeß-substanz*. Als solche ist sie keine Transmissionskategorie, auch keine Gestaltkategorie, sie hat ja noch keine herausgebrachte Gestalt erlangt, sondern sie ist Keim und *utopisches Totum der Seinsmaterie* im Laboratorium Welt. Bei alledem ist zwischen Substanz und Substanzialität zu unterscheiden, indem die Substanz als noch ausstehendes Totum keine Grade hat, wohl aber der logische Grundsatz der Identität, als der Präformierung von Substanz. Dieser logische Grundsatz der Identität formuliert eben den einzig haltbaren Zustand der Substanz, die Identität nicht als bloß tautologisch leere, auch nicht als bloß methodisch bei der Stange haltende, vielmehr als zentral durchgehende und umfassende Kategorie des Bewegungs- und Zielinhalts im Prozeß. Die derart utopische Substanz hat Wesen nicht als fertige Gewesenheit, sondern als noch nicht Gewordenes, das freilich das Vergangene nicht erledigt, sondern als Zukunft in der Vergangenheit mit sich führt. Doch gerade solcherart ist sie als *materia ultima* in allem Manifestgewordenen von Materie noch am wenigsten manifest. Hat die erlangte Essenz des Noch-Nichthabens erst in ultimativer Realisierung des nicht mehr an sich bleibenden Daß, hat in die-

sem Ultimatum erst den erlangbar höchsten Seinsgrad. Als Sein wie erlangte Utopie, nämlich ohne immer weiter treibendes »Worauf« der Hoffnung, aber auch ohne metaphysische Pensionsruhe eines bloßen Am-Ende-Seins. Die Substanz der Welt als Selbstfrage der Welt nach sich ist also noch unvorhanden und kann logisch bisher nur formuliert werden in dem »*S ist noch nicht P.*« Darin ist ausgedrückt, daß der substantielle Tragekern der Welt im Zeitmodus der Zukunft steht, die ebenso der Zeitmodus der objektiv realen Möglichkeit ist. Wenn aber der Tragekern der Welt das noch unherausgebrachte Daß ist, dann gibt sich das Dunkel der Zukunft als das suo modo verlängerte Dunkel des gerade gelebten Augenblicks. Ebenso jedoch gibt Zukunft der noch nicht erfüllten objektiv-realen Möglichkeit den Topos der Offenheit, worin das Dunkel umschlägt zur schöpferischen Unfertigkeit, Unverstelltheit des Novum, als noch dirigierbares Ultimatum des Prozesses. Der zwar nicht wäre, wenn es nicht etwas gäbe, das so nicht sein sollte, der aber immer noch die menschliche Hoffnung als exterritorial zum Kern des noch nicht Erschienenen, also auch zum individuellen Umsonst des Tods, zum historisch-kosmischen Umsonst der Entropie garantiert. Denn was noch nicht erschienen ist, kann nicht so vergehen wie Erschienenes; auf dieses zum unerschienenen Kern Exterritoriale bezieht sich der Satz: non omnis confundar auch und gerade kosmologisch, mit fortgeltender Latenz im Kern. So steht Substanz als letztlich immanentester Resultatinhalt noch erst in objektiv-realer Möglichkeit, die allerdings auch *Vereitelbarkeit* miteinschließt. Dann erschiene am Ende des Prozesses statt des aufgedeckten Angesichts von uns und allem ein gesichtsloses Nihil höchstens als Abfallhaufen der Vereitelung, als negatives Ultimatum des Umsonst von uns und allem. Der Prozeß auf die Endsubstanz hin hat in seiner noch so schwierigen menschlichen Intension, auf die noch nicht gelungene, doch ebenso noch nicht vereitelte objektive Tendenz den Seinsstand von Aurora im Kontrazug des Aufgangs. In ihm steht als Perspektive der Perspektiven fest: Die Welt ist eine einzige noch unablässige Frage nach ihrem herauszuschaffenden Sinn, worin allein der Hunger zu

stellen ist, mit offenem Plus und noch ausstehendem Ultimatum in objektiv-realer Möglichkeit. Darum geschieht die große Drehung aus dem Dunkel des Unmittelbaren heraus, die Weltprozeß heißt: Mit tätiger Antizipation im Subjekt gerichtet auf Glück, in der Sozietät auf klassenlose Solidarität, id est auf Freiheit und Würde, im Objekt auf Heimat.

Die Werke des Autors

Ernst Bloch, Gesamtausgabe in 16 Bänden, Suhrkamp Verlag

- Band 1 Spuren, 1969
- Band 2 Thomas Münzer als Theologe der Revolution, 1969
- Band 3 Geist der Utopie, 1964
- Band 4 Erbschaft dieser Zeit, 1962
- Band 5 Das Prinzip Hoffnung, 1959
- Band 6 Naturrecht und menschliche Würde, 1961
- Band 7 Das Materialismusproblem, seine Geschichte und Substanz, 1972
- Band 8 Subjekt-Objekt, Erläuterungen zu Hegel, 1962
- Band 9 Literarische Aufsätze, 1965
- Band 10 Philosophische Aufsätze zur objektiven Phantasie, 1969
- Band 11 Politische Messungen, Pestzeit, Vormärz, 1970
- Band 12 Leipziger Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie (erscheint später)
- Band 13 Tübinger Einleitung in die Philosophie, 1970
- Band 14 Atheismus im Christentum, 1968
- Band 15 Experimentum mundi, 1974
- Band 16 Geist der Utopie. Faksimile der Ausgabe von 1918, 1971

I

Ich bin am 30. August 1902 in Czuszów (damals Russisch-Polen, aber nahe Krakau) geboren. Mein Vater, *Adolf Bochenski*, war Großgrundbesitzer. Er hatte in Göttingen mit einer — wie man mir sagte — bedeutenden Dissertation in Nationalökonomie promoviert. Meine Mutter, *Maria* geb. *Dunin-Borkowska*, war eine nahe Verwandte des bekannten Spinoza-Forschers *P. St. Dunin-Borkowski*, S. J.; sie war selbst auch schriftstellerisch tätig und veröffentlichte u. a. ein zweibändiges Werk über *Teresa von Avila*. Ich hatte eine Schwester und zwei (jüngere) Brüder, Alexander und Adolf; beide gehören, wie ich glaube, zu den führenden Schriftstellern meiner Generation in Polen. Meine Mutter war streng religiöser Gesinnung; mein Vater — der auf mich einen großen Einfluß ausgeübt hat — war ein ziemlich skeptisch gesinnter Weltmann.

Zuhause erhielt ich eine gründliche Sprachbildung: als Kind sprach ich außer der polnischen, die französische und englische Sprache flüssig. Meine Gymnasialstudien fielen auf eine unruhige Zeit: Wir reisten während des 1. Weltkrieges nach Rumänien, Rußland, Schweden, und lebten eine zeitlang an der Front, usw. Auch nach dem Kriege wanderte meine Familie öfters. So kam es dazu, daß ich in nicht weniger als vier verschiedenen Gymnasien Schüler war. Die letzten zwei Jahre blieben wir aber in Lemberg. Dort bestand ich 1920 das klassische Abitur, mit Latein, Griechisch, Deutsch und einer Menge Mathematik. Das Gymnasium (Adam Mickiewicz-Gymnasium) hatte vorzügliche Lehrer; nicht weniger als drei unter ihnen wurden Universitätsprofessoren. Mein Mathematik-Lehrer war z. B. *Z. Zawirski*, der später bekannte Krakauer analytische Philosoph. Während dieser Zeit galt ich als ein klassischer Stumpfkopf in Literatur, dagegen war ich immer der erste in Mathematik und Physik. Ich lernte Mathematik weit über

die Grenzen des Vorgeschiedenen, z. B. war ich im Kalkulus sehr wohl zuhause.

Wegen dieser Vorliebe für Mathematik wollte ich mich (nach einem kurzen Frontdienst im polnisch-russischen Kriege 1920) an der Technischen Hochschule einschreiben. Mein Vater wollte das aber nicht erlauben: »sie werden dich dort zum Fachidioten ohne Kultur machen«. Halb durch Überredung, halb durch Zwang gelang es ihm, mich an der Juristischen Fakultät einschreiben zu lassen. So habe ich zwei Jahre Jura in Lemberg studiert. Heute sehe ich diese Studien als nützlich an; ich hatte sehr gute Lehrer und der Geist der Juristerei ist, trotz allem was man über sie sagen kann, doch unter allen humanistischen Disziplinen der wissenschaftlichen Exaktheit am nächsten.

Nach zwei Jahren hatte ich aber von diesen Studien genug. Ich siedelte nach Posen und schrieb mich in der National-Oekonomischen Sektion der dortigen Juristischen Fakultät ein. Dort blieb ich vier Jahre, und arbeitete — leider nicht fleißig genug — unter erstklassigen Meistern. Unter ihnen möchte ich nur *F. Znaniiecki*, den Soziologen — den späteren Vorsitzenden der Amerikanischen Soziologischen Gesellschaft — und *C. Znamierowski*, den Rechtsphilosophen, der damals vielleicht der einzige in der Welt war, der diese Philosophie in streng »analytischem« Sinne trieb, erwähnen. Ich interessierte mich damals zum ersten Mal für Philosophie, und zwar waren meine ersten Lektüren in *Kant*. Am Ende dieser Periode war ich ein begeisterter Anhänger, nicht etwa der ersten, aber der zweiten Kritik. Die Nationalökonomie schien mir aber sehr unwissenschaftlich zu sein, mit Ausnahme der Statistik (ich arbeitete ziemlich viel in ihr) und der Soziologie, wo *Znaniiecki* auf mich, wie auf uns alle, gerade faszinierend wirkte.

Wenn ich eine Bilanz meiner sechsjährigen juristisch-nationalökonomischen Studien mache, so fällt sie ziemlich bescheiden aus. Ich habe leider nicht viel gelernt. Es haben sich aber doch zwei Sachen daraus ergeben. Die eine ist die Vorliebe zur exakten Formulierung, die ich bei den Juristen und auch bei *Znamierowski* gelernt habe. Die andere ist ein Verständnis für

die Geschichte, vor allem für die Geschichte der Ideen. Denn mein Studium an beiden Universitäten war sehr stark historisch ausgerichtet. Wenn ich also zum Historiker geworden bin und zwar zu einem der immer versuchte zu analysieren, so verdanke ich es wahrscheinlich diesen Studien.

Wie gesagt, studierte ich nicht vollzeitig: ich trieb nämlich viel Politik. Die Studenten waren damals in Polen eine ziemlich aufrührerische Gruppe. Dinge, wie Besetzungen der Universität, Straßenkrawalle, usw. hat die heutige Generation nicht erfunden — und wenn sich die Alten beklagen, daß die »heutige Jugend« so widerspenstig sei, so denke ich mir immer, daß nicht die Jungen, sondern die Alten sich geändert haben, denn meine »Alten« hatten Willenskraft und Charakter, während gerade diese Züge vielen heutigen zu fehlen scheinen. Nicht die Jugend, sondern dies ist m. E. die Hauptursache vieler Übel.

Was nun die theoretische Grundlage meiner damaligen politischen Tätigkeit betrifft, so bestand sie im wesentlichen in einer kategorischen Ablehnung von *Rousseau* und einer ebenso scharfen Gesellschaftskritik. Auch diese hat die heutige Jugend nicht erfunden. Uns schien damals alles in der Gesellschaft schief, verdorben, ungerecht. Wir waren echte Revolutionäre. In einem anderen Lande würden wir wahrscheinlich zu Kommunisten. Wir hatten aber den russischen Kommunismus am Leibe erlebt und hörten ständig was hinter der Grenze vorging. Der Kommunismus war ein ungeheurer Unsinn und ein grausames Verbrechen für uns.

Dieses politisch-soziale Engagement ging nicht ohne philosophieren. Bei *E. Taylor* habe ich *Rousseau* ziemlich gründlich durchgearbeitet — freilich ohne mich für ihn zu begeistern. Einen viel größeren Einfluß hat auf mich, wie schon gesagt, *Kant* gehabt, und zwar vor allem seine zweite Kritik. Ich kann mich noch erinnern, daß ich eine Zeitlang dieses Werk immer bei mir trug. Jedenfalls war mein Philosophieren damals ganz auf ethische und soziale Fragen ausgerichtet. Und zwar darf ich sagen, daß ich damals ein ziemlich überzeugter Kantianer gewesen bin.

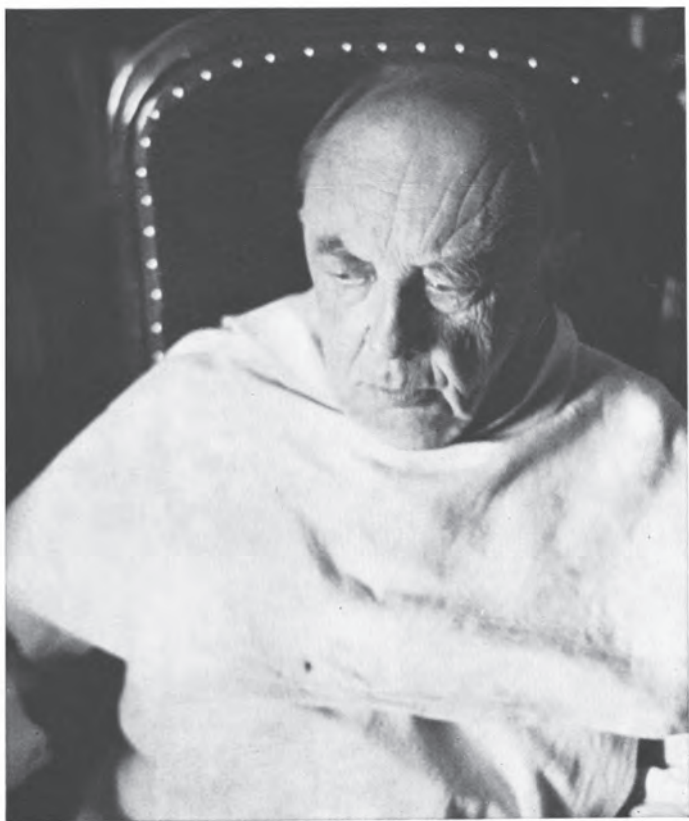
1926 kam es in dieser Hinsicht zu einer Wende und zwar

in folgender Weise: In diesem Jahr fand der Staatsstreich von *Pilsudski* statt. Wir waren alle dagegen. Die sozial-politische Lage schien uns ganz verzweifelt zu sein. In unseren Augen mußte die Gesellschaft zugrunde gehen. Nun war ich damals ein bewußter Agnostiker. Ich hatte ausdrücklich und konsequent mit dem Glauben meiner Mutter gebrochen. Und doch imponierte mir – genau wie den Agnostikern aus der *Action Française* – die Katholische Kirche als die einzige große Institution, die sich nicht der Rousseau-Jakobinischen Ideologie verkauft hatte. Sie war vielleicht die einzige, die noch etwas für unsere kranke Gesellschaft tun konnte.

So kam es dazu, daß ich mich, obwohl Agnostiker, zum Kleriker machte. Dabei wirkten auch andere, mehr persönliche und für das Thema unwichtige Motive mit. Jedenfalls kam ich ins Priesterseminar und sagte dem Rektor, daß ich »mich in den Dienst der Kirche stellen will«.

Dank einem alten Freund (wahrscheinlich der weiseste Mann, dem ich im Leben begegnet bin), Pater *Jacek Woroniecki*, O. P., konnte ich trotz dieser merkwürdigen geistigen Haltung in das Priesterseminar in Posen eintreten. Dort fand ich ein religiös und intellektuell hochstehendes Milieu. Ich hatte unter meinen Lehrern den besten polnischen Theologen jener Zeit, *A. Zychlinski*, den späteren Bischof *K. Kowalski* und mehrere andere erstklassige Denker. Im Priesterseminar habe ich den Glauben wiedergefunden. Gleichzeitig kam die Einsicht, daß für einen denkenden Katholiken die einzig logisch mögliche Philosophie nicht jene von Kant, sondern die des *Thomas* ist. Ich wurde zum noch sehr naiven, aber begeisterten Thomisten – vor allem dank *Kowalski*, der ein guter Kenner von *Kant* war und mich durch seine Argumentation überzeugte.

Und ein Thomist bin ich geblieben. Freilich war ich auch damals kein gehorsamer Anhänger der »Schule«. Ich habe beim Apostel Paulus gelernt, daß der Buchstabe tötet und der Geist allein lebendig macht. Ich wollte ein Thomist im Geist, in der Grundhaltung, *nicht* im Buchstaben sein. Auch in dieser Hinsicht bin ich der damaligen Überzeugung treu geblieben.



G. B. ...

Es ist vielleicht hier der Ort, um meine Ansichten über die Entwicklung der Philosophie zu skizzieren — das deshalb, weil man mich fragen könnte, wie es möglich ist, sich an einen Denker des XIII. Jahrhunderts heute zu wenden. Diese Ansicht habe ich später formuliert und auch veröffentlicht, aber sie stammt schon aus dieser Zeit. Sie ist die folgende: philosophische Grundhaltungen sind relativ »unsterblich«. Es kommt regelmäßig vor, daß die eine oder die andere ihren Einfluß verliert, dann aber, wenn es sich um eine wirklich fundamentale, »große« Sicht handelt, kommt sie wieder zur Geltung. Eine *philosophia perennis* — pace Leibniz — gibt es freilich nicht, aber es gibt eine Anzahl von *philosophiae perennes*. Der Fortschritt in der Philosophie besteht nicht etwa darin, daß man von einer solchen Haltung auf eine andere überspringt, sondern in der immanenten Entwicklung der grundlegenden Einsichten. Den verschiedenen großen Richtungen gemeinsam ist erstens, das Fachtechnische (wie die formale Logik); zweitens, was an die Einzelwissenschaften grenzt; und drittens, die Problematik. Denn es gibt neue Probleme. So ist m. E. das Kantische Grundproblem neu. So hat vielleicht der Existentialismus eine neue Problematik gebracht. So ist das Problem der Beziehungen zwischen Mathematik und Logik auch neu. Jede Grundhaltung muß sie behandeln; sie behandelt sie aber von *ihrem* Standpunkt aus. Aus diesem Grunde halte ich jenen für einen Ignorant in Sachen der Geschichte der Philosophie, der z. B. einen Neu-Platoniker als »rückständig« betrachtet, nur deshalb weil er ein Neu-Platoniker ist. Es gibt schon Rückständigkeit in Philosophie zur Genüge — aber die besteht nicht in der Wahl der Grundhaltung, sondern in der Technik und Problematik des Denkens.

Die Bekehrung und die Annahme des Thomismus zog eine Absage meiner früheren Ansichten nach sich. Vor allem habe ich seitdem die sozialpolitischen Fragen als sekundär und relativ unwichtig angesehen. Das Wesentliche lag anderswo. Ich entschloß mich, auf jedes politische Wirken zu verzichten und mich dem Denken zu widmen. Dann aber verwarf ich auch die Anschauungen, denen ich bis jetzt huldigte: der Streit zwi-

schen *Rousseau* und uns müßte auf einer ganz anderen Ebene entschieden werden. In einem gewissen Sinne bin ich viel skeptischer geworden als ich es vorher war.

Da dieser Aufsatz nicht meine religiöse Entwicklung betrifft, werde ich hier meine Schicksale von diesem Gesichtspunkt aus nicht weiter verfolgen. Ich möchte nur sagen, daß ich mich unmittelbar nach meiner Bekehrung zum katholischen Glauben auch entschlossen habe, in einen Orden einzutreten, einfach um die radikalen Konsequenzen aus meinem neuen Glauben zu ziehen. Ich hatte nämlich immer, auch damals, einen Hang zur Logik. Nach einem mehrmonatigen Studium wählte ich den Dominikanerorden. Heute, nach fast 50 Jahren glaube ich sagen zu dürfen, daß dies für mein Philosophieren eine gute Entscheidung gewesen ist. Der Orden hat mir nämlich sehr viel gegeben. Zuerst hat er aus mir einen Arbeiter gemacht; mich zu arbeiten gelehrt. Er hat mir seine besten Lehrer gegeben. Er schuf um mich, während langen Jahren, eine Atmosphäre des intensiven Denkens. Das Wenige, das ich bin und vielleicht geleistet habe, verdanke ich zu einem sehr großen Teil dem Orden.

Nach einem Jahr (1927/28) sehr hartem und vollständig un-intellektuellem Noviziat (wir hatten einen heiligmäßigen, aber ganz ungelehrten und intellektuell primitiven Meister), wurde ich nach Freiburg in der Schweiz geschickt, für philosophische Studien. Ich studierte dort drei Jahre Philosophie, Geschichte der Philosophie und Pädagogik. Meine wichtigsten Professoren waren *G. Manser* (Scholastische Philosophie, Ontologie), *M. De Munynck* (Kosmologie und Philosophie) und *A. Rohner* (Geschichte der neueren Philosophie) — dabei hörte ich auch gelegentlich *P. J. Ramirez*, wahrscheinlich einer der bedeutendsten Thomisten seiner Zeit. 1931 promovierte ich mit einer Dissertation über »Die Lehre vom Ding an sich bei Straszewski« — mein Doktorvater (*De Munynck*) hatte mich gezwungen, über diesen unbedeutenden Philosophen zu schreiben. Vielleicht stammt davon meine fast unüberwindliche Abneigung zur Erkenntnistheorie.

In Freiburg habe ich auch als Autodidakt die neue Logik ge-

lehrt. Wie viele Logiker meiner Generation — ich darf z. B. *Church* und *Curry* nennen — hatte ich nie einen Lehrer in diesem Fach. Es sei u. a. bemerkt, daß ich nie eine einzige Vorlesung irgend eines polnischen Logikers gehört habe — wenn ich also zu dieser Schule manchmal gezählt werde, so gilt das nur in dem Sinne, daß ich ihren »Stil« des Denkens und Schreibens, soweit ich es konnte, übernahm.

Die Entdeckung der neuen Logik — und zwar durch die *Principia* und *Ajdukiewicz's* Schriften — bildet einen Wendepunkt in meiner Entwicklung. Hier fand ich genau wie meine polnischen Vorgänger, eine *exakte*, wissenschaftliche Art und Weise zu philosophieren. Wie turmhoch stand diese Logik über den Reden der Nationalökonomien, ohne von den Philosophen zu sprechen: Ich war gefesselt. Nach dem Tode von *Bertrand Russell* habe ich im Schweizerischen Fernsehen gesagt, daß meine Generation im Schatten der *Principia* erwachsen ist. Das ist jedenfalls für mich wahr. Man beachte, daß dies viel mehr bedeutet, als die bloße Anerkennung der mathematischen Logik als einzige legitime Gestalt der Logik heute. Es bedeutet eine Zuwendung zur sog. analytischen Philosophie. Ich bin also zum Analytiker — und zwar der »harten« Art — geworden.

Nach der Promotion in Philosophie (mit Pädagogik als Nebenfach) ging ich nach Rom um Theologie zu studieren. Dort hatte ich als Meister *R. Garrigou Lagrange*, einen Denker, der merkwürdigerweise, ohne es zu wissen, Hegel nahe stand; und für das »Positive« vor allem *J. Vosté*. Theologie ist aber eine andere umfangreiche Wissenschaft; und um ihr ABC zu erlernen, mußte ich meine philosophischen Studien weitgehend unterbrechen. Ich promovierte bei *Garrigou* (der sich aber kaum um mich kümmerte), tatsächlich aber unter der Leitung von *Vosté* — mit einer rein positiven, umfangreichen Dissertation über den Glaubenscharakter des Satzes »Gott kann als Ursache der Welt durch die Vernunft erkannt werden«.

Unmittelbar nach dem Abschluß meiner Studien wurde ich zum Dozenten der Logik im Angelicum ernannt und betreute dieses Fach während 6 Jahren, von 1934/35 bis 1939/40. Da-

mals machte ich eine unangenehme Erfahrung: Es war zu jener Zeit einfach viel zu gefährlich in Rom persönlich und selbständig zu denken. Nicht etwa, daß die Kirche, oder der Orden einen daran hindern wollten, wohl aber die Kollegen, eine jedem analytischen Gedanken feindliche Gruppe. Systematische Logik zu betreiben war sehr riskant: Ich hätte wahrscheinlich sehr schnell meine wissenschaftliche Laufbahn beendet, um etwa Missionar in Pentagonien zu werden. Ich glaubte aber – vielleicht zu unrecht – daß ich doch versuchen sollte, etwas in der Philosophie zu leisten und, einem Ratsschlag von einem meiner besten Lehrer, *H. D. Simonin* (der unterdessen zum Trapisten wurde) folgend, wandte ich mich der Geschichte zu.

In diese Zeit fällt ein reger Verkehr mit den Vertretern der polnischen analytischen Schule. Ich habe sie damals praktisch alle kennengelernt, u. a. *St. Lasniewski*, *J. Lukasiewicz*, *L. Chwistek*, *K. Ajdukiewicz*, *T. Kotarbinski*, *A. Tarski*. Mit *Lukasiewicz* entwickelte sich eine wahre Freundschaft. Besonders eng verbunden war ich mit einer Gruppe von katholischen Analytikern, vor allem mit *Jan Salamucha* (der 1944 als Kaplan in einem Spital in Warschau durch die Okupanten ermordet wurde) und *J. F. Drewnowski*. Mit diesen beiden und einigen anderen bildeten wir etwas, das wir eher pompös den »Kra-kauer Kreis« nannten. Das Anliegen war die katholische Philosophie und Theologie im Sinne der analytischen Schule umzubilden, ohne die grundsätzlichen Annahmen preiszugeben. Auf meine Entwicklung zurückschauend darf ich, so glaube ich, sagen, daß ich auch von diesem Zeitpunkt an ein Anhänger dieses »Kreises« wurde. Seine Mitglieder – und darüber hinaus die polnische analytische Schule als Ganzes – haben wahrscheinlich den größten Einfluß auf mich gehabt.

Auf dieselbe Zeit fallen auch meine ersten Forschungen in der Geschichte der Logik. Wir waren damals unter der Führung von *Lukasiewicz* im Begriff, eine ganz neue Geschichte der Logik aufzubauen. Denn die Geschichte der Logik kann nur einer schreiben, der selber an der Logik interessiert ist. So kam es, daß das XVIII. und XIX. Jahrhundert die Logik der

Vergangenheit vollständig mißverstanden und verachtet hat. Sie hatte nach *Kant* und *Prantl* überhaupt keine Geschichte — es gab höchstens eine Geschichte des Verderbens der aristotelischen Lehren. Wir haben ihre Geschichte entdeckt; die Schätze, die in *Aristoteles* selbst, bei den Stoikern, den Scholastikern, den Indiern, lagen, ans Licht gebracht. Und ich glaube, daran einige Beiträge geleistet zu haben.

Ich schrieb zu jener Zeit eine kleine Sammlung von griechischen Texten; gab den *Petrus Hispanus* heraus; verfaßte eine Monographie über die Logik des *Theophrastus* und eine allgemeine Darstellung der Geschichte der Modallogik bis auf Ockham. Dazu schrieb ich einen für mich wichtigen Aufsatz über die *consequentiae* im XIII. und XIV. Jahrhundert und eine Studie über *Thomas'* Modallogik, ohne von kleineren Beiträgen zu sprechen. Es war wahrscheinlich die fruchtbarste Zeit für mich, während welcher ich die Grundlagen für meine weitere Arbeit schuf.

Dann kam aber der Weltkrieg. Er ist für sehr viele Menschen eine Katastrophe gewesen. Für mich war er jedenfalls schlimm. Physisch habe ich freilich — außer einigen leichten Wunden und vielen Strapazen — wenig gelitten. Ich kann sogar sagen, daß ich während meines Dienstes in der polnischen Armee manches gelernt habe. Unter anderem gab er mir die Gelegenheit, einige Jahre in Großbritannien zu verbringen — und ich gebrauchte diese, um die neuere englische Philosophie ziemlich gründlich zu studieren. Damals begegnete ich — dank *A. Taylor* — *Whitehead*, der auf mich einen dauernden Einfluß ausübte.

Aber, erstens, mußte ich meine Forschungstätigkeit unterbrechen, was für einen jungen Forscher sehr schlecht ist. Und, zweitens, als ich entlassen wurde, fand ich meinen Lehrstuhl besetzt. Ich mußte mich um etwas anderes umsehen. Die Universität Freiburg (Schweiz) hatte damals einen neuen Lehrstuhl für die Geschichte der Philosophie des XX. Jahrhunderts eröffnet. Ich bewarb mich und erhielt den Ruf. Das Ergebnis war, daß ich dann 27 Jahre lang nicht mehr Logik, sondern die Ideen der Philosophen vortragen mußte. Logik zu dozieren